



59. Jahrgang

Nr. 233

Juni 2017

Mitteilungsblatt der Bundesheimatgruppe
des Kreises Namslau/Schlesien
einschließlich des Reichthaler Ländchens
NAMSLAUER HEIMATFREUNDE e.V.
Sitz: E u s k i r c h e n

www.namslau-schlesien.de

„Schlesien begeistert“

**Deutschlandtreffen der Schlesier
am 23. bis 25. Juni 2017
im Hannover Congress Centrum**

**Alle Heimatfreunde und – freundinnen
sind herzlich eingeladen!**

Heimatbücher kostenfrei abzugeben

Frau Renate Sroka ist bereit, aus dem Nachlass ihres verstorbenen Ehemanns Ulrich Sroka folgende Heimatbücher an interessierte Landsleute kostenfrei abzugeben:

- Namslau – eine deutsche Stadt im deutschen Osten Band 1 von Günter Kelbel 1966
- Namslau – eine deutsche Stadt im deutschen Osten Band 2 von Günter Kelbel 1986
- von Schlesiern und Harzen von Lothar Kollé 2000
- Singende Heimat Schlesien, Dr. Dr. F. Wenzel, G. Wilhelm, Ulm/Donau 1956
- Sing, sing was geschah, Lieder, Spiel und Tanz von Ostpreußen
- Schlesische Brücke in Europa, Ekkehard Kuhn, Ullstein 1997
- Nicht nur die Steine sprechen deutsch, Elisabeth und Peter Ruge, Ullstein 1990
- Dieses schöne Land, Reiseführer durch die DDR, Bastei Lübbe 1990
- Handbuch der Historischen Stätten Schlesien, Kröner Verlag 1977
- Sagen aus dem Bartschlande von O. Hoffmann u. H. Kobelt 1933, Nachdruck 1995
- Eine schlesische Kindheit von Maria Frisé, Knauer 1993
- Schlesierland – Heimatland, Liederbuch
- Die Bau-Kunstdenkmäler des Kreises Namslau, W.G. Korn Verlag Breslau 1939
- Schlesiens Vermächtnis (ein Lesebuch aus 700 Jahren), Wolfgang von Eichhorn
- Polnischer Katalog mit Bildern 1965
- Typisch schlesisch, Hugo Kriebel, Ullstein 1982

- Ostdeutsche Gedenktage 1988, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen
- Bodo Zimmermann (ein schlesischer-fränkischer Künstler) 1956
- Kleine Bettlektüre für heimattreue Schlesier
- Der Pfarrherr von Gieraltowitz, rororo 1978
- Die Friedenskirche von Swidnica (Schweidnitz) 1656 – 1657, Heft 15 Seiten
- Schlesien – immer gegenwärtig, Karl Mayer Verlag 1959
- Der Kampf um Schlesien 1944 – 1945, Motorbuch Verlag Stuttgart 1991
- Wolfsangel und Wolfssense, Hermann Kühne 1987 (Stadt Brieg)
- Oberschlesiens unbewältigte Vergangenheit, Ewald S. Pollok
- Schlesischer Bildkalender 1978
- So kämpfte Breslau 1945, Motorbuch Verlag 1991
- Reise durch Niederschlesien, Laumann Verlag 2006
- Ostdeutschland in Karte, Bild und Wort, Südwest Verlag
- Schlesien und das Riesengebirge, Ellert und Richter Verlag 2006
- Kulturelle Arbeitshefte Nr. 20, 23, 24, 27, 29, 32 – 1994 – 1998
-

Interessenten wenden sich bitte unmittelbar an Frau Renate Sroka, 80937 München, Rockefellerstr. 14, Tel. 089/ 3111231.

Inhaltsverzeichnis

Heimatbücher kostenfrei abzugeben	01 – 02
Deutschlandtreffen der Schlesier 2017	05 – 06
Sträselkucha	06 – 08
Vom Kindelmarkt und anderen Märkten	08 – 12
Der verscheechte Lehrer	12 – 14
Erzählungen meiner Großmutter über die Schulen von Erdmannsdorf pp	15 – 27
Die Wohnungsbauten der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Namslau eGmbH	27 – 31
Sterbeliste der Altlutheraner von 1852	31 – 33
Meine alte Schule	33 – 34
Die friderizianischen Siedlungen vor 200 Jahren	34 – 38
Namslauer Firma beste Junior-Firma	38
Jugendaustausch zwischen Namslau und Euskirchen neu belebt	39
Als neues Mitglied begrüßen wir	39

Suchanzeige 40

6. Namslauer Treffen in Neustadt/Dosse 40

Familiennachrichten 41 – 56



Kirche in Nassadel



Programm

Freitag, den 23.06.2017 (Stadtzentrum Hannover)

17.00 Uhr Ökumenischer Gottesdienst

18.30 Uhr Schlesien begeistert Hannover!

Darbietungen schlesischer Kultur

Sonnabend, den 24.06.2017 (Hannover Congress Centrum)

10.00 Uhr Öffnung der Hallen

10.40 Uhr Musikalische Begrüßung

13.00 Uhr Schlesische Sommerakademie 2017
(Konferenzräume 27 und 28)

14.30 Uhr Bundesdelegiertenversammlung
(Teilnahme nur für Delegierte möglich)

16.00 Uhr Offenes Singen (Niedersachsenhalle)

17.00 Uhr Heimatabend (Niedersachsenhalle)
Eintritt frei!

Sonntag, den 25.06.2017
(Hannover Congress Centrum)

08.00 Uhr Öffnung der Hallen

09.30 Uhr Pontifikalamt (Niedersachsenhalle)

09.30 Uhr Evangelischer Gottesdienst (Glashalle)

Einzug der Trachtengruppen und Fahnenabordnungen in
die Niedersachsenhalle

11.30 Uhr Politische Hauptkundgebung
(Niedersachsenhalle)

Wir rufen Sie auf, zahlreich teilzunehmen. Unser
Landsmann Werner Krawatzek wird einen kleinen Stand
aufmachen und steht für Auskünfte zur Verfügung.

Sträselkucha

von Hermann Bauch

Schläsischer Kucha, Sträselkucha,
Doas ihs Kucha, sapperlot,
Wie`s uff Herrgotts gruußer Arde
Nernt nich su woas Gudes hoot!
Wär woas noch su leckerfetzig,
Eim Geschmaak ooch noch su schien,
Tutt halt eemol nischt nich gihn!

Woas ihs Spritz- und Äpplekucha,
Babe mit und ohne Moh?
Woas sein Krappla, Pratzeln, Torte,
Strietzel, Ee- und Zwieback o?
Nischt wie latschiges Gepomper,
Doas ma gern lāsst ei Ruh;
Doch vom schläschen Sträselkucha
Koan ma assa immerzu!

Dar kennt nischt vo Margarine
Und och nischt von Sacharin;
Ehrlich tutt der schläsche Kucha
Ei a heeße Ufa geihn.
Kimmt a raus eim Knusperkleede,
Zieht der Duft durchs ganze Haus,
Und aus olla Stubentüren
Gucka weit de Noase raus.

Su a Kucha, weiß und lucker,
Doas ihs werklich anne Pracht.
Jedes Streefla zeigt Rusinka,
Doß eern reen is Herze Lacht.
Aus'm Sträsel puillt de Putter –
Tausend, wie das prächtig schmeckt,
Doß mer lange noch derhinger
Sich vergnügt is Maul beleckt!
Sträselkucha, da wirkt Wunder!
Tun de Kinder Händel hoan,
Ihs verbuhst de Schwiegermutter,
Reseniert der brumm'ge Moan,
Dorf ich blußig hien zum Tische
Recht an grüße Kucha troan –
Do ihs uuf der Stelle Friede:
Jeder muffelt, woas erkoan!

Weil de Müdigkeit mich packa,
Koch' ich mir an Koffee risch,
Tunk derzu menn Sträselkucha,
Und do bien ich wieder frisch.
Koan ich ei der Nacht nich schlofa,
Rück' ich mir a Taller har,
Asse sieba Streefla Kucha,
Und do schlof' ich wie a Bar.

Wenn mich wird is Ahlder drücka,
Wiel ich doch nich eemol kloan,

Wenn ich bluß mit Sträselkucha,
Noch menn Koffee tunka koan,
Hoa kee Brinkel meh Optit,
Lä ich sacht mich uff de Seite:
„Lieber Herrgott, niem mich miet!“

Schläscher Kucha, Sträselkucha,
Doas ihs Kucha, sapperlot,
Wie's uff Herrgotts grußer Arde
Nernt nich so woas Gudes hoot!
Wär woas noch so leckerfetzig,
Eim Geschmack ooach noch su schien,
Über schläscha Sträselkucha
Tutt halt eemol nischt nich gihn!

Vom Kindelmarkt und anderen Märkten

von Arnold Ulitz

Märkte gehören, glaube ich, wie Volksfeste unter den freien Himmel, der ihre Fülle und Farbigkeit erst richtig entfesselt. Aber viele von ihnen wurden schon lange zwischen Mauern und unter Dächer gebannt, und sogar für die „Wochenmärkte“ mit Fleisch und Butter, Geflügel und Eiern, Obst und Gemüse baute man, wenigstens in den Großstädten, riesige Gebilde: Markthallen. Sie haben, wenn sie noch stehen, den einstigen Märkten sicherlich hundert beweisbare Tugenden voraus, aber um etwas sehr Wichtiges sind sie ärmer als jene, um den Zauber, der unter Glasdächern und zwischen Stein und Eisen eben niemals wie unter Gottes Himmel webt.

So sei es einem alten Manne gestattet, den alten Märkten, die er zum Teil noch selbst sah, ein Loblied zu singen und ihnen nachzutruern, umso mehr, als dieser alte Mann einer großen Stadt im Osten entstammt, die er nie wiedersehen wird oder, wenn er sie wirklich

wiedersähe, vielleicht nicht mehr erkenne, weil die altersheiligen Häuser, die einst auf tausendbunte Buden und Zelte hernieder schauten, in einer furchtbaren, unheiligen Zeit zu Schutthaufen wurden.

Der erst und älteste Marktplatz in Breslau war der „Ring“, ein gewaltiges Geviert, in dessen Mitte das gotische Rathaus stand und, mit einigen Wunden, noch immer steht, ein Rathaus, das mit seinen An- und Umbauten, mit Gässchen, Toren und Durchlässen eine Stadt für sich selbst ist. Um dieses Kern- und Herzstück rahmt sich der Patz, auf dem ehemals die Marktbuden aufgeschlagen waren. Später mussten sie auf andere Plätze umziehen, aber einige blieben für die Dauer aufgebaut, unvergessliche, immer dampfende Buden. Dieser duftende Dampf war geradezu der Atem der „guten, alten, nahrhaften Zeit“, aus blanken Kesseln wölkte er herauf, und in jedem Kessel war Wurst. Vor diesen lockenden Kesseln und betört von jenem Duft wurden die Menschen schon damals zu echten Demokraten, die keinen Kastendünkel kannten. Die feinsten Damen und Herren wie auch die kleinen, barfüßigen Jungen, die ihrer Mutter ein paar Pfennige abgebettelt hatten, kauften sich ein Stück „Warme“ und speisten im Freien aus der nackten Hand, wie es die Patrizier, Handwerker und Bauern seit Jahrhunderten an der gleichen Stelle getan hatten.

Die Wurstbuden also waren die letzten Reste alter Marktherrlichkeit am Breslauer „Ring“, sie und einige hübsche Namen, die das Zeug in sich haben, Träume zu wecken: „Kränzelmarkt“, das war die Ringseite, wo einst die Blumenbinderinnen saßen, und „Naschmarktseite“, das war das süße Ziel unzähliger Kinder von einst. Es musste aber gar nicht der Naschmarkt sein, sondern es gehörte zu den innigsten Kinderfreuden überhaupt, mit der Mutter auf den Markt zu dürfen. Das war noch die selige, polizeiwidrige Zeit, als die Butter nicht in

Pergamentpapier gewickelt wurde, sonder pfund- und halbpfundweise auf ein großes, manchmal noch von Morgentau beperltes Kohlblatt gebettet war und die Hausfrau, ehe sie sich zum Kauf entschloß, die Butter sorgsam probierte. Da gab es auch die prachtvollen, blutrot leuchtenden Fleischerzelte und die Bäckerzelte mit dem unvergleichlichen duftfrischen Brot und mit den köstlichen „Dreierkuchen“, Stück für Stück drei Pfennige, und jedes Mal bekam der kleine Junge, den die Mutter das „Büble“ nannte, weil sie vom Bodensee stammte, so einen Dreierkuchen zum Dank für Folgsamkeit. Es gab auch die nicht so gut duftenden Käseverkaufsstände mit zahllosen Kisten, ja Bergen von Kisten voll goldgelber kleiner Käse und mit Fässern voll Quark, und es gab die gleichfalls nicht sonderlich gut duftenden Fischbuden, wo lebendige Karpfen auf Wunsch sogleich gemetzgert wurden, und dann, als Ausgleich für alle schlechten Gerüche, die lodernden von allen guten Sommerdüften umschwebten, in allen schönen Farben erbrannten Tische der Blumenfrauen. Ich glaube, es gab auf jenem Markt überhaupt alles Schöne der Erde, sogar Schuhe konnte man unterm freien Himmel kaufen. Einmal bekam ich dort die längst ersehnten Schaftstiefel mit lackierten rot- und grün gesäumten Schäften und, was wichtig war, mit Eisen an den Absätzen, so dass ich, nachdem der durch Folgsamkeit verdiente Dreierkuchen bereits gegessen war, auf dem ganzen Heimwege hinter meiner Mutter her Funken aus dem Granitpflaster schlagen konnte.

Als man, ein unschuldiges Opfer der öffentlichen Bildungswut, in die Schule gehen musste, hatte die Mutter keinen Funken schlagenden Marktbegleiter mehr, und jahreslang blieb man während der wunderbaren Marktstunden ein Diener des Geistes und sollte Funken aus dem Kopfe schlagen. Später, als Student, hatte man's wieder besser; da traf es sich zuweilen günstig, dass man gerade erst nach Hause ging, wenn die

Landleute zum Markte fuhren, und wenn es ein Wagen mit Obst oder Gurken war, dann setzte man sich heimlich hinten auf, langte unter die Leinwandplane und nahm ein verbotenes Frühstück ein.

Und der „Tippelmarkt“, der Topfmarkt, nur zweimal im Jahr, doch desto ereignishafter, mit seinem blauweißen und braunen Bunzlauer Porzellan, mit jenen Kaffeekannen, die außer mit echtem Kaffee auch mit schlesischer Seele gefüllt waren.

Alle diese Märkte jedoch waren, trotz ihrer Buntheit und wirbelnden Fülle, nur grau und fahl gegen den Markt der Märkte, den heiligen Markt, den Märchenmarkt von Weihnachten, der den Namen „Kindelmarkt“ führte, vielleicht dem Christkind zu Ehren, vielleicht aber nach den andern Kindern genannt, den kleinen und den großen. Ich selbst habe den alten, ganz echten Kindelmarkt nur wenige Male erlebt, dann griff die alles ordnende Polizei vorbeugend ein und verbannte ihn aus der Nähe der kostbarsten und ehrwürdigsten Häuser auf unbedenkliche Plätze; denn in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts war der ganze Kindelmarkt abgebrannt, und die bronzenen Monarchen auf ihren Denkmalssockeln am Ring hatten in jener Nacht, wie ein Witzwort sagte, zum letzten Male „im Feuer“ gestanden.

Auch die Kindelmärkte, die ich nachher noch erlebte, waren noch herrlich genug. Jede Gasse zwischen den gedrängten Buden ein Märchenweg, jeder Verkäufer, der in mächtigen Filzstiefeln ewig auf dem Schnee trampelte, ein Weihnachtsmann, jede Bude eine Weihnachtsstube. Da lagen in hohen Stapeln die Pfefferkuchenmenschen beiderlei Geschlechts, mit Zuckerguss bemalt oder nur mehlbestäubt, und die Herzen mit Sinnsprüchen von hanebüchener Weisheit und Poesie. Und Christbaumkugeln und Christbaumkerzen und Glitzerfäden, die damals nicht Lametta, sondern

Engelshaar hießen, und Nüsse zentnerweise und ganze Heftchen voll hauchfeiner Goldblätter, mit denen man die Nüsse ver mummen konnte, und rote Äpfel - ganz rot mussten sie sein -, und vor allem Spielzeug, Spielzeug. Ist die Zeit dunkler geworden? Sind vielleicht nur meine Augen zu alt? Die Märkte der Kindheit sind erloschen, und höchst moderne Märkte haben sich aufgetan, und auf den Plätzen, wo einst Kindelmärkte glitzerten und rauschten, vollzieht sich heute, abhold dem restlichen Glitzern und frohen Rauschen, der finsterste aller Märkte: der Schwarze Markt.

aus: „O Freude über Freude“ von Angela Rozumek 1951

Der verscheechte Lehrer

von Irmgard Hübner-Scholz

Diese Begebenheit liegt um viele Jahrzehnte zurück; sie trug sich zu einer Zeit, als Aberglaube und Furcht vor Geistern noch so manchen beherrschten. Meine Vorfahren lebten in Eisdorf bei Namslau in Niederschlesien, es war ein kleines einsames Dorf. In dieser abgelegenen Gegend fanden Spukgeschichten einen nahrhaften Boden. Man erzählte sie abends auf der Bank vor der Linde oder im Gasthaus beim Skatspiel. Als einziger im Ort stand der „Herr Lehrer“ hoch über diesen Dingen. – Für ihn gab es weder Geister noch Spuk.

Wie es nun der Zufall wollte, wurde er eines Besseren belehrt, und zwar recht anschaulich. Eines Abends kam mein Großvater zu später Stunde aus dem Nachbarort Paulsdorf mit einer reparierten Quarkquetsche zurück. Da Eisdorf weder einen Stellmacher noch einen Schmied besaß, mussten Reparaturen an derartigen Geräten in der Nachbargemeinde durchgeführt werden. Großvater trug seine Quarkquetsche unter dem Arm, sie war wieder

in Ordnung gebracht worden. Da dieses Holzgerät nicht sehr groß und auch nicht sehr schwer war, hatte er auch noch eine reparierte Kuhkette beim Schmied abgeholt. Die Kette hing er sich über die Schulter. Nachdem er sich noch eine Zigarre angezündet hatte, schlenderte er gemütlich in Richtung Eisdorf. Zwischen den beiden Orten lag ein Wäldchen, „Karrierpüschel“ genannt. Hier sollte es wirklich spuken. Es war inzwischen Mitternacht geworden, als Großvater am „Geisterwald“ anlangte. Da hörte er eilige Schritte ihm entgegenkommen und erkannte im fahlen Mondenschein an Figur und Gang den „Herrn Lehrer“. Großvater, immer zu Späßen aufgelegt, sprang schnelle hinter einen Busch und begann mit seiner Quarkquetsche ein recht eigenartiges Konzert. Die beweglichen Teile dieses Holzinstrumentes quietschten fürchterlich, und Großvater ließ nun auch noch die Kette rasseln. Es war ein rechtes Spektakel, das er zu dieser Geisterstunde vollführte. Das arme Dorfschulmeisterlein versuchte erst gar nicht festzustellen, woher diese Geräusche kamen. Es wurde zum Hasenfuß und rannte um sein Leben. Großvater hatte sich köstlich amüsiert, rappelte sich aus dem Busch und wanderte vergnügt weiter. Niemand erfuhr von seiner mitternächtlichen Begegnung mit dem Herrn Lehrer.

Einige Tage danach trafen sich die Honoratioren von Eisdorf im Gasthaus zum allwöchentlichen Skatspiel. Man sprach auch wieder über Gespenster und sonderbare Erlebnisse. Diesmal gab nun auch der Herr Lehrer etwas zum Besten – er berichtete vom Spuk am „Karrierpüschel“. „Ja, meine Herren“, sagte er, „es scheint doch unerklärliche Dinge in unserer Welt zu geben. Da habe ich doch vor einigen Tagen um Mitternacht an dem unheimlichen Wäldchen Dinge erlebt, für die ich einfach keine Erklärung habe. Als ich an das „Karrierpüschel“ kam, hörte ich ein seltsames Knarren und Quietschen; es schien mir, als wenn jemand

in Ketten gelegt würde, es hörte sich auch wie ein leises Schluchzen an, dann wieder glaubte ich ein Kichern zu hören. Ein rotglühendes Auge funkte aus dem Busch, und mit einem Mal rasselte das unheimliche Wesen laut mit Ketten, so, als wollte es auch mich damit festlegen. Obwohl ich nicht furchtsam bin, der Schreck saß mir so in den Knochen, dass ich fast nicht mehr laufen konnte.“

Großvater schmunzelte – er wusste es besser. Der Herr Lehrer war wie eine „gesenkte Sau“ davon gestürmt. Ja, wenn der Angsthase nur gewusst hätte, wer ihn da verjagt hatte. Großvater ließ den Furchtsamen bei seinem neugewonnenen Glauben und hatte ihm, dem ach so gescheiten Stadtmenschen, eine recht Lektion erteilt.

Quelle: unbekannt

Erzählungen meiner Großmutter über die Schule von Erdmannsdorf, Sophienthal und Schwarzwald (Kreis Namslau/Schlesien)

von Sabine Golombek

Vorbemerkung

„Ach Sabinchen, meine Kindheit war herrlich! Ich habe so viel Interessantes erlebt, Du kannst gerne darüber schreiben. Meine Kindheit war wunderschön, solange mein Vater lebte.“

So sprach meine Großmutter und erzählte mir wieder eine Episode von ihrer Kindheit in Schlesien. Als wir Enkel noch Kinder waren, versammelte sie uns oft in ihrem Gartenhäuschen um sich herum, verteilte rundherum Apfelschnitze, die sie in einer Schüssel auf ihrem Schoß schnitt, natürlich vom eigenen Apfelbaum, und erzählte von ihrer Kindheit in Schlesien. Oder aber sie setzte sich, bevor ich einschlief, an mein Bett und

erzählte. Später, als ich älter war, fragte ich genauer nach und machte Notizen. Sie erzählte gerne und es wurden regelmäßige Interviews, die wir über viele Jahre hinweg durchführten.

Meine Großmutter Helene wurde 1912 in Erdmannsdorf bei Namslau geboren. Ihre Mutter verstarb kurz vor ihrem dritten Geburtstag. Glücklicherweise hatte sie einen sehr liebevollen Vater, der versuchte, ihr, soweit überhaupt möglich, die Mutter zu ersetzen. Den Haushalt führten dann zunächst die älteren Schwestern.

Hier möchte ich wiedergeben, was mir meine Großmutter über ihre Schule berichtet hat. Die Schule für die Kinder aus Erdmannsdorf, Sophienthal und Schwarzwald lag so ungefähr in der Mitte zwischen den Dörfern Erdmannsdorf und Sophienthal (Abb. 3).

Großmutter erzählt

Schon vor Schulbeginn hatte ich bei uns zu Hause meinen Brüdern bei den Hausaufgaben zugesehen. Sie machten ihre Hausaufgaben an dem Tisch in unserer Wohnstube und dazu durften sie mit der Arbeit auf unserem Hof früher aufhören, so dass sie noch genug Zeit für die Hausaufgaben hatten. Unser Vater hat dann auch nach ihnen gesehen und ihnen geholfen, wenn sie etwas nicht konnten. Dabei saß ich oft auf seinem Schoß, er kümmerte sich viel um mich, wenn er nicht arbeitete, und irgendwann bat ich ihn sehr, mir Schreiben und Rechnen beizubringen. Da brachte er auch mir etwas Schreiben und Rechnen bei, bevor ich eingeschult wurde. Wir schrieben auf Schiefertafeln, jeder hatte eine eigene Tafel. So freute ich mich schon auf die Einschulung und war natürlich aufgeregt.

Mein erster Schultag war um Ostern herum (1918). Dazu sollten auch die Eltern mitkommen und so begleitete mich auch mein Vater. Der Lehrer hielt eine Ansprache

und der weitere Vormittag verging damit, dass wir die Schule und unsere Klassenkameraden kennenlernten, während sich der Lehrer mit den Eltern unterhielt. Schultüten gab es nicht. Die Schule hatte acht Klassen und alle Klassen waren in einem Raum. Deshalb war ich jetzt mit meinen Brüdern Oskar (11 Jahre) und Eduard (12 Jahre), mit denen ich mich sehr gut verstand, in einer Klasse. Dann waren noch meine zwei besten Freundinnen aus unserem Dorf in meiner Klasse und außerdem meine Cousine Elfriede aus Sophienthal, die ungefähr so alt war wie ich und mit der ich mich auch gut verstand. Zum Schulbeginn habe ich ein schönes, neues Kleid bekommen. Mein Vater hat für fünf Mark den Stoff gekauft und davon hat die Schneiderin ein Kleid genäht. Wie es so üblich war, wurde unten am Rock der Stoff mehrfach umgeschlagen, damit dieser ausgelassen werden konnte, wenn man größer wurde.

Im Klassenzimmer hatten wir Holzbänke und Holztische. In der vordersten Reihe saßen die Kleinen und in der hintersten Reihe die Ältesten; rechts saßen die Jungen und links die Mädchen.

Eine Weile nach Schulbeginn kam ein Photograph und machte ein Foto von unserer Klasse (Abb. 1). Dieses Bild durfte ich kaufen, denn es war der Schulanfang. Weil diese Fotos aber teuer waren, konnte ich nicht jedes Jahr ein Klassenfoto bekommen, sondern nur noch zum Schulschluss (Abb. 2).

Eigentlich gab es eine evangelische und eine katholische Klasse mit jeweils getrennten Eingängen. Aber als ich eingeschult wurde, hatte die evangelische Klasse gerade keinen Lehrer, denn viele Männer waren im Krieg, und deshalb hatten wir alle zusammen Unterricht bei dem katholischen Lehrer. Dieser Lehrer war unangenehm, denn er hat schnell mal mit dem Stock geschlagen, mich allerdings nicht, denn ich war schüchtern und

bescheiden. Er hat uns gescheucht und wir waren froh, als der evangelische Lehrer nach dem ersten Weltkrieg kam und wir diesen unangenehmen Lehrer los waren. Meine beste Freundin war katholisch und deshalb dann nicht mehr in meiner Klasse. Neben mir saß jetzt meine zweitbeste Freundin, sie wohnte schräg gegenüber von unserem Haus, mit ihr ging ich gemeinsam zur Schule.

Unser neuer Lehrer Herr Wallenstein war ein sehr feiner Lehrer, ich glaube, er war so Anfang zwanzig, und er hat vieles erneuert. So gab es z.B. nach einiger Zeit auch Hefte und nicht nur Schiefertafeln. Herr Wallenstein hat die Hefte besorgt und verteilt. Er kam mit seiner jungen Frau. Sie war aus der Stadt und schön und nett. Sie bewohnten eine Wohnung im Schulhaus. Später haben sie zwei Söhne bekommen.

Außer der Wohnung bekam der Lehrer ein drei Morgen großes Stück Land, welches auch zur Schule gehörte. Darauf wurden Getreide und Kartoffeln angebaut und er hatte auch einen Obst- und einen Gemüsegarten. Es war üblich, dass das Feld vom Lehrer mit Hilfe von uns Schülern und den Dorfbewohnern bearbeitet wurde. Die Kartoffeln wurden dort von uns in den Osterferien gepflanzt. Wir Schüler haben die Kartoffeln auch geerntet. Der Lehrer hat bei den Arbeiten mitgemacht und seine Frau machte Butterbrote mit Schmalz und Kakao für uns. Die Bauern aus dem Dorf haben den Boden mit ihren Pferden bearbeitet, Mist aufgebracht usw. Ich habe dabei gerne geholfen, denn z.B. in den Ferien wollte ich gerne auch mal von unserem Hof weg und hatte dort Abwechslung. Dort war es auch lustig bei der Arbeit mit den anderen Schülern und dem Lehrer. Weil die Lehrersfrau aus der Stadt war, musste sie erst lernen, wie man Hühner hält und wie ein Küchengarten bewirtschaftet wird. Die Bauern schickten ihr eine junge und freche Haushaltshilfe.

Jede Woche übten wir Schönschreiben. Unser Lehrer hat uns auch beigebracht, wie man offizielle Briefe schreibt. Ihm war sehr wichtig, dass wir später im Leben leserliche offizielle Briefe z.B. an Ämter schreiben können, um im Leben besser zu recht zu kommen. Für uns Mädchen gab es auch Handarbeitsstunden in der Schule, dazu kam eine Handarbeitslehrerin. Wir lernten Stricken und Häkeln. Mein erstes gehäkeltes Stück wurde ein unförmiger Lappen. Wir hatten auch Sportunterricht, Jungen und Mädchen getrennt. Samstags war auch Schule, dann mussten wir noch den Schulhof fegen.

Auch bei Herrn Wallenstein mussten sehr freche Jungs schon mal die Hände mit der Innenseite nach oben ausstrecken und wurden mit dem Stock darauf geschlagen. Manche Jungen waren ziemlich frech und haben sich viel geprügelt. In der Pause musste der Lehrer aufpassen, dass sich die Jungen nicht prügeln.

Unser Lehrer Herr Wallenstein war mir sehr sympathisch. Ich habe aber nie viel gesagt, das hätte ich mich nicht getraut. Zur Besprechung der Schulaufgaben hat er sich öfters neben mich gesetzt und die Aufgaben mit mir dann noch mal durchgepaukt, so dass ich es dann auch konnte. Er hat mich auch gelobt, wenn ich etwas fehlerfrei alleine konnte. Ich habe ihm viel zu verdanken. Als ich älter war, hat er mir Bücher zum Lesen ausgeliehen, z.B. Erzählungen. Er wusste, dass es bei uns keine Bücher gab und ich habe so gerne gelesen. Noch heute lese ich sehr gerne Bücher. Manchmal haben einige Mädchen ihn angesehen, die Köpfe zusammengesteckt und dann gekichert, aber nicht erzählt, was es zu Kichern gab.

Im Winter hatten wir oft viel Schnee. Die Männer aus unserem Dorf haben dann den Schulweg freigeschaufelt. Sie haben einen einfachen, kürzeren Weg über die Felder freigemacht. An manchen Stellen gab es ganz hohe

Schneeverwehungen. Zum Beispiel an einer Scheune türmte sich der Schnee sehr hoch. Als ich noch klein war, bekam ich dort schon etwas Angst, weil der Schnee viel höher als ich selbst war. Im Klassenraum war es warm, auch wenn es im Winter oft eisig draußen war, wir hatten einen Holzofen.

Auch auf dem Heimweg von der Schule haben sich die Jungen immer wieder mal geprügelt. Manchmal gab es auch Prügeleien zwischen den evangelischen und den katholischen Jungen. Dabei waren die katholischen Jungen auch schon mal in der Überzahl. Meine Brüder haben auch dabei mitgemacht.

Im Sommer gab es 6-8 Wochen Ferien. Wir Kinder mussten dann bei der Feldarbeit und der Ernte helfen. Wenn die Ferien wegen der Ernte länger dauerten, mussten wir danach auch noch nachmittags zur Schule, weil der Lehrstoff nach der langen Pause aufgeholt werden musste. Im Sommer gingen wir barfuß, das war normal und so gingen wir auch zur Schule. Gefroren haben wir dabei nicht an den Füßen, das waren wir so gewöhnt.

Als ich 9 Jahre alt war, 1921, wurde abgestimmt, dass auch unser Dorf Erdmannsdorf weiterhin zu Deutschland gehören sollte. Danach gab es eine Versammlung, auf welcher verkündet wurde, dass die Bevölkerung nun nur noch Deutsch reden und schreiben solle. Auch in den Schulen sollte nur noch Deutsch geschrieben werden. In unseren Dörfern wurde Wasserpolnisch gesprochen, und weil es vorher auch in der Schule nicht so üblich war, Deutsch zu sprechen und zu schreiben, wussten so einige Kinder nicht, wie sie reines Deutsch schreiben können. Der Lehrer hatte seine Mühe damit. In den Schulaufsätzen schrieben dann viele Kinder ein Kauderwelsch aus Deutsch und Polnisch.

Mein Vater erklärte mir, dass man, wenn man sich für Deutschland entschieden hat, auch Deutsch reden müsse. Er wollte, dass ich kein Wasserpolnisch mehr

rede und wurde damit so streng mit mir, wie ich ihn sonst nicht kannte. Er passte sehr darauf auf, dass ich hauptsächlich Deutsch sprach. Er wollte auch, dass ich keine Schwierigkeiten in der Schule bekomme, wenn ich nicht richtig Deutsch sprechen kann.

Mein Vater selbst hatte keine Probleme, Deutsch zu schreiben. Er konnte fließend Wasserpolnisch, aber auch gut Deutsch. Manche Leute im Dorf konnten kein Deutsch mehr. Weil mein Vater oft mit mir zusammen die Schulaufgaben machte, achtete er dann auch darauf, dass mein Deutsch richtig war. Ich hatte dann tatsächlich weniger Probleme in der Schule mit dem Deutsch als andere Kinder und der Lehrer war auch sehr zufrieden mit mir, dass ich nicht Wasserpolnisch schrieb. Bei uns zu Hause am Tisch in der Stube wurde aber dennoch meistens Wasserpolnisch gesprochen, z.B. wenn sich mein Vater mit den anderen Leuten aus dem Dorf oder meinen älteren Geschwistern unterhielt. Ich konnte natürlich weiterhin Wasserpolnisch verstehen, aber wenn ich etwas auf Wasserpolnisch gefragt wurde, antwortete ich auf Deutsch.

Die Grenze zu Polen lag nach der Abstimmung nur noch ein paar Kilometer weiter. Aber nach einiger Zeit lockerte sich die Einstellung zur neuen Trennung zwischen Deutschland und Polen, es wurde wieder mehr Wasserpolnisch gesprochen, über die Grenze hinweg geheiratet und Geschäfte gemacht usw.

Als ich noch jünger war, hat mein Vater mit mir die Schularbeiten gemacht oder die Schulaufgaben nachgesehen. In der ersten Klasse hat er das Alphabet mit mir geübt. Mein Vater konnte gut schreiben und lesen, was nicht selbstverständlich war. Viele im Dorf waren Analphabeten. Darum half mein Vater ihnen bei Schriftstücken und Steuererklärungen. Als mein Vater verstorben war, ich war damals 11 Jahre alt, hat mein acht Jahre älterer Bruder Hermann mir bei den

Schularbeiten geholfen. Dann habe ich meine Schularbeiten manchmal erst abends gemacht. Als mein Vater im Sterben lag, wollte er uns Kinder nacheinander sehen, und ich kam mit meinem Bruder Hermann zusammen an sein Bett. Da bat mein Vater meinen Bruder Hermann: „Und pass mir auf meine Linka auf.“ Mein Vater nannte mich immer ‚Linka‘ anstatt Helene. Hermann versprach es ihm und machte das dann auch. So z.B. kämmte er mich und flocht mir die Haare vor der Schule und sah nach, ob meine Kleidung sauber war. Er versuchte, mir Vater und Mutter zu sein. Außer Hermann und mir war jetzt nur noch mein Bruder Gustav auf dem Hof, dem der Vater den Hof übergeben hatte. Unsere anderen Geschwister, wir waren insgesamt elf, hatten den elterlichen Hof schon verlassen. Meine Schwester Berta kam noch manchmal zum Brotbacken, Aufräumen und Saubermachen, weil sonst keine Frau im Haus war.

Ein halbes Jahr nach dem Tod meines Vaters verprügelte Gustav den ohnehin schon lungenkranken Hermann leider so sehr, dass ihm drei Rippen gebrochen wurden. Deshalb verließ Hermann unseren Hof und ich musste dann, mit erst 12 Jahren, größtenteils alleine zurechtkommen. Wenige Monate später heiratete mein Bruder Gustav eine Bauerntochter aus unserem Dorf und meine neue Schwägerin zog zu uns. Leider hatte sie keinen guten Charakter und verhielt sich mir gegenüber nicht gut.

Besonders nachdem ich im Gerichtsprozess wegen der Körperverletzung meines Bruders Hermann die Wahrheit ausgesagt hatte, denn ich war dabei gewesen, und meinem Bruder Herrmann eine Entschädigung gezahlt werden musste, behandelte sie mich sehr schlecht. Ich bekam nicht genug zu essen und manche Lebensmittel gab es nur für sie und meinen Bruder. Deshalb trank ich heimlich rohe Eier aus dem Stall und holte mir direkt von den Kühen Milch. Meine Schulfreundin von schräg

gegenüber gab mir dann erst von ihrem Schulbrot ab und als ihre Mutter meine Situation mitbekam, war sie so freundlich und gab meiner Freundin morgens Schulbrote für mich mit. Das waren schöne Brote, mit Käse und auch mal mit Schinken darauf, ich vergesse es nie, sie war so freundlich. Auf unserem Hof musste ich jetzt sehr viel arbeiten. Wahrscheinlich wunderte sich meine Schwägerin, dass ich trotz der vielen Arbeit und dem wenigen und schlechten Essen gewachsen bin.

In der Schule haben wir manchmal Völkerball oder Fußball gespielt. Wir Mädchen haben beim Fußball mitgespielt, weil sonst nicht genug für eine Mannschaft zusammenkamen. Ich konnte mit am schnellsten laufen, und deshalb war ich ganz gut beim Fußball und auch oft Torwart. Mir hat das Fußballspielen viel Spaß gemacht und von anderen Kindern habe ich auch viel Anerkennung dafür bekommen. Unsere Klasse hat gegen die katholische Klasse gespielt und unser Lehrer war Schiedsrichter. Es war eine schöne Zeit.

Nach meinem Schulschluss, als ich bis zu meinem 16. Geburtstag noch so schwer bei meinem Bruder und meiner Schwägerin arbeiten musste, schickte der Lehrer manchmal Kinder zu meiner Schwägerin, die dann fragten, ob ich für eine Stunde zum Fußballspielen in die Schule kommen könnte. Sie kamen, weil ich gut im Fußball war und der Lehrer wollte mich auch manchmal zumindest für kurze Zeit aus der schwierigen Situation herausholen. Meine Schwägerin ließ mich dann gehen, denn vor dem Lehrer wollte sie gut dastehen. Und dann war es wirklich sehr schön und hat so viel Spaß gemacht.

Zu Hause standen wir immer um 5.15 Uhr auf. Nach dem Waschen und Anziehen hatte jeder seine Arbeit auf dem Hof. Auch als ich noch nicht zur Schule ging, musste ich schon die Gänse hüten. Mit zunehmendem Alter bekam ich schwerere Arbeiten. Als ich älter war,

mein Vater schon verstorben war und ich mit meinem Bruder und seiner Frau auf unserem Hof lebte, habe ich vor der Schule das Futter für die Schweine und Kälber zubereitet. Es gab auch verschiedene andere Arbeiten schon vor der Schule, z.B. musste ich manchmal morgens mit dem Flegel das Korn dreschen. Dann kam ich schon etwas erschöpft zur Schule. Auch nach der Schule und dem Mittagessen habe ich wieder gearbeitet. So gegen sieben Uhr abends musste ich noch einmal in den Stall gehen, um die Tiere zu füttern und das Stroh zu wechseln. Erst danach konnte ich Hausaufgaben machen.

In der Schule bin ich dann oft vor Müdigkeit eingeschlafen. Der Lehrer sagte nichts und ließ mich schlafen, er kannte meine Situation und hatte Verständnis. Ach, wie oft habe ich in der Schule geschlafen, besonders, als meine Schwägerin mehrere Monate krank war und ich noch mehr zu Hause arbeiten musste. Der Lehrer war wirklich sehr nett.

Der Schulabschluss war im Frühjahr 1926, als ich 14 Jahre alt war. Es fand eine Abschlussfeier statt, nicht mit Essen und Trinken, sondern mit einer feierlichen Rede des Lehrers. Er sprach von den Plänen, die Menschen haben, und von der Zukunft. Alle Kinder der Schule waren dabei. 36 Schüler waren wir an der ganzen Schule, und mit mir wurden nur noch drei entlassen - das war unser ganzer Jahrgang. Es gab Tränen - weil z.B. jemand traurig über das Zeugnis war, oder bei mir, weil die Schule für mich eine Erholung war und nun zu Hause nur die Arbeit wartete und meine Schwägerin mich schlecht behandelte. Es war möglich, nach dem Hauptschulabschluss auf eine weiterführende Schule nach Namslau zu gehen, wie es auch mein Vater getan hatte. Die Mädchen und die Bauernsöhne waren aber oft an einer weiteren Schulbildung nicht interessiert. Mein Vater hatte geplant, dass ich nach der Schule Schneiderin lerne. Nun aber lebte er nicht mehr und ich

musste auf dem Hof bei meinem Bruder und seiner Frau hart arbeiten, bis ich 16 Jahre alt wurde. Erst dann war ich alt genug, um den Hof verlassen zu dürfen. Sie wollten nicht, dass ich eine Ausbildung machte, sondern ich sollte eine kostenlose Arbeitskraft für sie sein. Meinen Vormund aus der Stadtverwaltung in Namslau beeinflussten sie, wie sie wollten und ich war zu schüchtern und zu unerfahren, um für mich einzutreten. Ziemlich genau, als ich dann 16 Jahre alt wurde, verließ ich unseren Hof und ging vom Frühjahr bis zum Herbst in eine Domäne zum Arbeiten, eine Frau aus unserem Dorf vermittelte mir diese Arbeit.

Wenige Jahre nach meinem Schulabschluss habe ich meinen Lehrer noch einmal in Namslau getroffen. Ich arbeitete schon in einer Baumschule bei Hamburg und verbrachte den Winter, in welchem es in der Baumschule keine Arbeit gab, als Kindermädchen in Namslau. Herr Wallenstein war sehr nett zu mir und lud mich in ein Café ein. Weil ich schon Geld verdiente, hatte ich ein schönes Kleid an und auch schon eine Dauerwelle. Von den Damen in der Stadt hatte ich mir abgeguckt, dass sie mit gespreizten Fingern die Kaffeetasse anfassen. Mein Lehrer war sehr interessiert, wie es in meinem Leben weitergegangen ist und wie es mir ging. Er freute sich, dass ich mich herausgemacht hatte. Das war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe. Noch heute erinnere ich mich immer wieder gerne an diesen feinen Lehrer.



Erste Klasse der Volksschule 1918



Zweite Klasse der Volksschule 1926



Lage der Volksschule für die Dörfer Erdmannsdorf, Sophiental und Schwarzwald



Bild der ehemaligen Volksschule 1995

Die Wohnungsbauten der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Namslau e.G.m.H.

von Gerhard Schönborn

Wohnungsbau ist in kleinen Städten mitunter fühlbarer als in großen Orten. So waren in Namslau im Jahre 1927 fast 20 % der Bevölkerung ohne eigene Wohnung. Wie überall, wurden auch hier die Arbeiterkreise vom

Wohnungselend besonders betroffen und von diesen wiederum in erster Linie die kinderreichen Familien. Dass 7, 8, ja 11 Personen beiderlei Geschlechts in einer kleinen feuchten Stube hausen mussten, war keine Seltenheit. Auf die Folgen solcher Zustände braucht nicht näher eingegangen zu werden.

Unter dem Druck dieser traurigen Tatsachen wurde im Januar 1927 die Gemeinnützige Baugenossenschaft Namslau gegründet mit dem Zweck, vor allem der ärmeren Bevölkerung gesunde und billige Wohnungen zu schaffen. Es ist selbstverständlich, dass ein solches Unternehmen bei den Behörden in jeder Hinsicht Unterstützung finden musste.

Das Bauprogramm, welches sich die Baugenossenschaft zur Aufgabe nahm, umfasste 136 Wohnungen. Diese wurden in einen Block von 42 Wohnungen, 2 Blocks mit je 12 Wohnungen, in 8 Achtfamilienhäuser und 2 Dreifamilienhäuser aufgeteilt. Die Gesamtanlage soll eine neue Straße bilden (Anmerkung der Redaktion: Es ist wohl die spätere Finkenbergstraße), die im Modell in der *Abbildung 1* ersichtlich ist.

Besonderes Interesse wurde der Ausbildung der Kleinstwohnungen für kinderreiche Arbeiterfamilien zugewandt. Die Verfasser des Entwurfs gingen von dem Standpunkt aus, dass man jeder Familie einen möglichst großen Wohnraum geben müsste und mehrere, wenn auch kleine Schlafkammern, um Eltern und Kinder getrennt unterbringen zu können.

So entstanden die Wohnungen, die in den Wohnblock für 42 Familien untergebracht sind. Wir finden hier drei Grundrissarten: Stube, Küche und eine Kammer, Stube, Küche und 2 Kammern, und 2 Stuben, Küche und Kammer. Jede der 42 Wohnungen hat einen ausreichenden Balkon, eigenes Klosett, Wasserleitung,

Gas und elektrisches Licht. Je 6 Wohnungen sind zu einer Treppengemeinschaft zusammengefasst, die einen gemeinsamen Boden, Waschküche und ein gut eingerichtetes Bad haben.

Mit starker Unterstützung von Kreis und Stadt Namslau begann die Genossenschaft Anfang August 1927 mit dem Bau von 64 Wohnungen. Infolge des frühen und lange andauernden Winters zog sich die Fertigstellung der Wohnungen allerdings bis zum 1. April 1929 hin. Leider ließen die schlechten Verhältnisse auf dem Pfandbriefmarkt nur eine sehr ungünstige Finanzierung des ersten Bauabschnitts zu. Da außerdem während der Bauzeit eine allgemeine Steigerung der Löhne und Materialpreise eintrat, mussten die Mieten leider doch wesentlich höher festgesetzt werden, als ursprünglich angenommen wurde. In den oben näher beschriebenen Wohnungen für Arbeiterfamilien bewegen sie sich zwischen 21 Mark und 30 Mark monatlich.

Die Baugenossenschaft hat noch heute infolge der schlechten Geldverhältnisse mit der Abwicklung des ersten Bauabschnittes große Schwierigkeiten zu überwinden. Sie hielt es deshalb für ratsam, in diesem Jahr nicht weiter zu bauen, sondern die Fortführung ihres angefangenen Unternehmens auf nächstes Jahr zu verschieben.

Die nachstehenden *Abbildungen 2 und 3* zeigen die Häuser des ersten Bauabschnitts kurz von der Vollendung.

Der erste Versuch hat gezeigt, dass die Wohnungen bei den Mietern großen Anklang finden. Es ist deshalb zu wünschen, dass die Gemeinnützige Baugenossenschaft Namslau eGmbH möglichst bald ihr Werk fortsetzen und vollenden kann.

aus: Heimatkalender für die östlichen Grenzkreise Namslau – Groß Wartenberg – Oels für das Jahr 1929

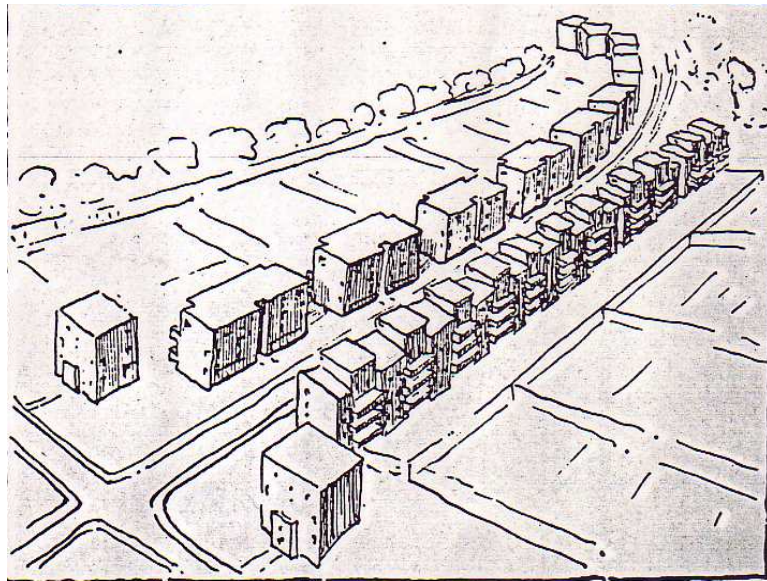


Abbildung 1

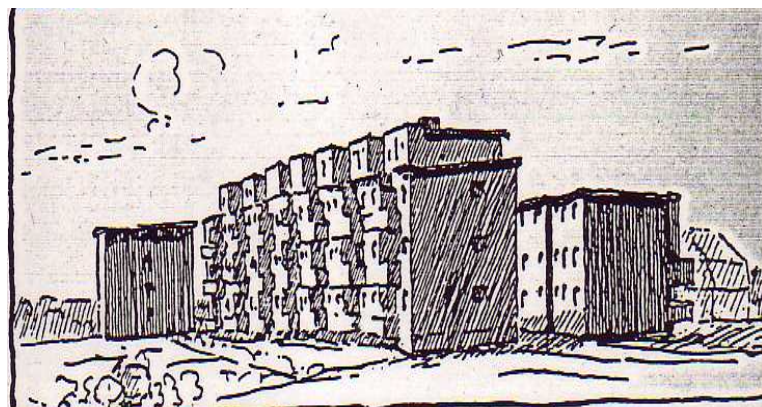


Abbildung 2

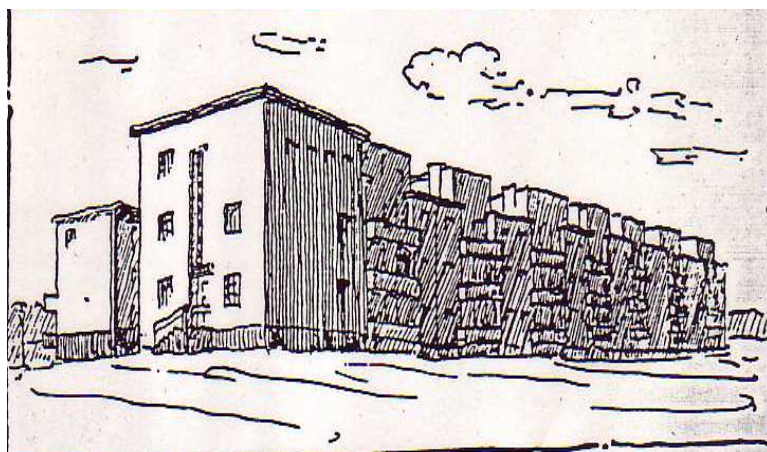


Abbildung 3

Sterbeliste der Altlutheraner von 1852

von Walter Thomas

Vorbemerkung: Den Kurzvortrag hielt Herr Thomas anlässlich unseres Namslauer Heimattreffens in Neustadt/Dosse im Jahre 2016.

Unsere Heimatfreundin und Ahnenforscherin Erika Banko, geboren in Schwirz, entdeckte im Internet die Sterbelisten der Altlutheraner. Sie wurden von Pastor Eduard August Kellner aus Schwirz und Nachfolger erstellt. Sie umfassen die Jahre von 1843 – 1882.

Auf den Listen entdeckte ich den Familiennamen „Thomas“ gleich 14 x. Die Vornamen Henriette, August, Gottlieb, Carl, Maria, Georg und Johanna kannte ich aus unserem Familienstammbaum. Doch eines machte mich stutzig: Wir waren keine Altlutheraner, sondern gehörten zur evangelischen Landeskirche. Schon meine Urgroßeltern sich von Schwirz nach Hönigern in die evangelische Kirche getippelt.

Beim Durchblättern des Namslauer Heimatrufs stieß ich auf einen Beitrag über die Altlutheraner. Dort heißt es, dass sich zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm III. die Gemeinden spalteten; ein Teil wurde evangelisch, der andere Teil blieb Altlutheraner trotz Repressalien und Verfolgung.

Ich nehme an, bei meinen Vorfahren war es ähnlich.

Nach dem Tode des Königs durften die Altlutheraner wieder öffentlichen Gottesdienst durchführen. In Schwirz begann Pastor Kellner damit im März 1841. Sie erbauten sich aus eigenen Mitteln eine stattliche Kirche. Auf dem gleichen Gelände wurde eine Schule eingerichtet, die bis 1945 in Betrieb war.

Nun möchte ich etwas zu den Sterbelisten ausführen. Sie sind sehr umfangreich und so entschied ich mich für die Liste von 1852 mit den meisten Sterbefällen, nämlich genau 125. Von den 125 Verstorbenen waren 78 Kinder bis 14 Jahren und Totgeburten. Man staune: Über 80 Jahre wurden nur 2 weibliche Personen, über 70 Jahre eine Person, über 60 Jahre 6 Personen und über 50 Jahre ebenfalls 6 Personen. Alle anderen starben jünger.

Die häufigsten Erkrankungen, an denen die Menschen in diesem Jahr starben, waren Scharlach (33 Personen), Masern (10), Cholera (9), Ruhr (7), Schwäche (7); es wurden noch andere Krankheiten genannt, z.B. Schwindsucht, Wassersucht, Gelbsucht, Auszehrung, Kolik usw. Zudem gab es 13 Totgeburten.

Beigesetzt wurden die meisten im Kreis Namslau und zwar in Dammer (12), Gründorf (10), Hönigern (9), Schwirz (9), Staedtel (8). Daraus sieht man, der Schwerpunkt war der Schwirzer Raum. Genannt sind u.a. auch die Orte Glausche, Nassadel, Sterzendorf, Strehlitz und Steinersdorf. Doch auch in Reinersdorf im Kreis Kreuzburg gab es in diesem Jahr 11 Beisetzungen.

Mit diesen Ausführungen möchte ich alle daran erinnern, dass wir dem lieben Herrgott dankbar sein müssen, in der heutigen Zeit zu leben. Weniger klagen, sondern sich mehr des Lebens freuen!

Meine alte Schule

Verfasser unbekannt

Der alte Bau ist grau und groß
geht mir nicht aus dem Sinn

ich wollt noch wissen eines bloß
drum musst ich noch mal hin.

Ich hab vor vielen Jahren
mich weit davon entfernt
eines hab ich nie erfahren
wie man das Leben lernt.

Mein Schulhaus ja ich staune
erscheint mir jetzt so klein
vorbei an seinem Zaune
und ich geh noch einmal rein.

Ich suche meine Lehrer
schau hinter jede Tür
heut komm ich als Verehrer
doch sie sind nicht mehr hier.

Sind längst verschwunden mit der Zeit
ihr Wissen im Gepäck
da fühl ich eine Traurigkeit
noch geh ich hier nicht weg.

Dann seh ich Kinder in der Pause
wie sie's lustig treiben
auf dem Schulhof vor dem Hause
gern würd ich noch bleiben.

Doch hör ich wie die Klingel schellt'
sie ziehen in die Räume –
mein Wecker war genau gestellt
verwies mich meiner Träume.



Ev. Volksschule in der Andreaskirchstrasse

Die friderizianischen Siedlungen vor 200 Jahren

von Manfred Klisch (+)

Im Gegensatz zum Kreise Oppeln befinden sich im Namslauer Kreis nur wenige Siedlungen aus dieser Zeit. Es sind die Dörfer Erdmannsdorf, Herzberg, Sophiental und einige kleinere Siedlungen. Sie wurden zwischen

1770 und 1780 gegründet. Große Waldgebiete und wenige Menschen gaben dazu den Anlaß. Die Kolonisten kamen aus aller Herren Länder, die meisten aus Westdeutschland, sowie aus Österreich, Böhmen und Polen. Deutsche, die Nichtpreußen waren, wurden bevorzugt. Neben der Vergrößerung der Einwohnerzahl wollte man eine höhere landwirtschaftliche Kultur einbringen.

Die neuen Dörfer hatten etwa 20 Siedlerstellen. Die Häuser als Typenbauten mit einer Stube, zwei Kammern und einem Stall, daran die Tenne und der Bansen. Als Baumaterial diente das reichlich vorhandene Holz. Der Acker wurde bei gleichmäßigem Boden in einem Stück zugeteilt, sonst aber auf 3 - 4 Stellen handtuchartig verteilt. Ein Vergleich der Pläne aus damaliger Zeit mit Luftaufnahmen um 1930 zeigt, wie wenig sich die Ortschaften in 160 Jahren verändert haben. Der Bau der Siedlungen wurde mit großer Eile durchgeführt. Kaum standen die Häuser, rückten auch schon die Bewohner an.

Die neuen Kolonisten kamen angelockt durch die Vergünstigungen und Freiheiten, die ihnen der große König versprochen hatte. Sie erhielten ja auch viel: Haus und Hof, dazu im Durchschnitt 17 Morgen Land, 4 davon zur Wiese, einen als Hofstelle und den Rest als Acker; alles unentgeltlich. Die Kammer kaufte ihnen ferner 1 - 2 Kühe und stellte jedem Grabscheit, Rodehacke, Axt und Säge zur Verfügung. Im Walde erhielten sie freie Hütung für ihr Vieh und durften sich zur Feuerung Raff- und Leseholz sammeln. Ihren Besitz erhielten sie erb- und eigentümlich und blieben für 8 - 10 Jahre völlig steuerfrei. Von jeder Werbung und Enrollierung zum Militär waren sie und ihre Kindeskinde befreit. In der Ausübung des Religionsbekenntnisses wurden sie nicht behindert.

Viel wurde von diesen Kolonisten verlangt! Als sie auf ihre Stellen kamen, fanden sie nur 1 – 1 1/2 Morgen gerodetes Land vor. Der weitaus größte Teil ihrer Äcker und Wiesen war noch mit Wald bestanden. Die Rodung musste fortgesetzt werden. Durch die weite Reise waren die Barmittel und der Reisezuschuss von zwei Talern aufgebraucht. Die erste Aussaat lieferte die Kammer, aber die Anbauflächen waren klein und der frisch gerodete Boden brachte nicht viel. Die sogenannten Wiesen waren zunächst nur sumpfige Erlenbrüche, die erst entwässert und urbar gemacht werden mussten. Diese kläglichen Verhältnisse dauerten jahrelang. Der größte Teil der Siedler war fleißig, aber mit der Rodung ging es nur langsam voran, denn oft gingen die Siedler auf Tagelohn in den Forst, um etwas Geld für den Lebensunterhalt zu verdienen.

Die Schulenburger aus dem Kreise Oppeln richteten 1774 an den König von Preußen folgendes Bittgesuch:

„Bitte an Ihro Königl. Hoheit von Gottes Gnaden Friderich Rex.

Von unß Arme doch getreue Cannanisten auf der Nagler Heyde: Wollen wir fußfällig Bitten, damit wir doch dass Liebe Brod Er Haltten möchten. – Wie von Ihro Königl. Majestät ist Vor Heißen worden. Weilen wir uns doch in der Aller schlechten undt Wildesten Cannany sich befinden, dass der gleichen Wüstey nicht an Zu Treffen sey. Da ein stock an dem Andern, Ein Baum an dem Andern, das man kaum darin söhen, Weil geschweigen gehen kann, der gantze Waldt noch stehet, da sie Aecker hin kommen sollen. Auch Vieles holz noch im gartten ligt undt unß nicht Weg geschaffet Wirdt, auch nur einen Morgen in ser schlechten stande; dan Waß gleich durch unser Mühe und schwere Arbeit angepflanzt Wirdt, so kann nichts auf Kommen, und Waß auf Kombt, frist es das Wildbert Weg; so Bitten wir Eure Königl. Meiestät

Fußfällig umb dass Liebe Brodt auf unß alte Wie auch für die Kinder; dan Wen wir in solcher Wüstey arbeiten und das Liebe Brodt nicht Er haltten, so müssen wir mit Weib und Kind tumb Kommen Wegen der großen Hungers Noth, dan Wir schon Kleidung und Betgewandt Vor Zeret haben, dass Wir schon zu Völligen Betlern Geworden seindt.“

Weitere Bittgesuche könnte ich aufführen. Weder Gasthof noch Schule oder Kirche waren in den neuen Dörfern gebaut. Gewöhnlich erhielt der neuernannte Schulze als Entgelt für seinen Schulzendienst das Recht, einen Kretscham zu führen und Bier auszuschenken. Verzichtete er hierauf, so wurden ihm allenfalls 3 – 4 Morgen als Schulzenland bewilligt.

Neben der Besiedlung der königlichen Wälder erfolgte ab 1773 die des privaten Großgrundbesitzes, des Adels und der Geistlichkeit. Diese hatten genügend verstrauchte Äcker, die brach lagen, oder vom Hof zu weit entlegene Vorwerksländereien. Durch eine Kolonie konnten diese besser verwertet werden. Der König zahlte den Grundherren Bauzuschüsse in ungefährer Höhe der Baukosten; 150 Taler für jede Bauern- und 75 Taler für jede Häuslerstelle. Jedes Haus sollte wenigstens 8 Morgen Land und einen Morgen Wiese erhalten. Die Siedler hatten dafür jährlich eine Pacht zu zahlen. Außerdem versuchte man durch die Ansetzung der Kolonisten neue Gutsarbeiter zu gewinnen.

Wie sich diese Kolonistenstellen bis in unsere Zeit erhielten, möchte ich mit einem persönlichen Beispiel erhärten. Der Bruder meines Vaters kaufte sich als weichender Hoferbe in den 20er Jahren in Hennersdorf ein solches altes Haus mit einigen Morgen Acker und arbeitete auf dem Gut von Frau Amaly von Loesch in Hennersdorf.

Dem verständigen Leser dieses kurzen Berichts wird klar, wie schwer es die Siedler in damaliger Zeit hatten. Unsere wenigen schweren Jahre nach der Flucht bzw. Vertreibung wiegen diese Jahre wohl kaum auf.

Als Quellennachweis benutzte ich das Buch „Oberschlesische Landbaukunst um 1800“ von Dr.-Ing. Hans Joachim Helmigk, gedruckt 1937.

aus: Namslauer Heimatruf Nr. 76/1977

Namslauer Firma beste Junior-Firma 2016

Den schlesischen Nachrichten entnehmen wir, dass die Firma ADJ Baby Furniture aus Namslau als beste Junior-Firma 2016 ausgezeichnet wurde.

Die Auszeichnung erfolgte von der Wirtschaftskammer Schlesien. Sie wurde in Rahmen der XV. Gala der Wirtschaftskammer am 11. März 2017 im Oppelner Kongresszentrum vorgenommen.

Die Firma stellt Baby- und Kindermöbel her.

Jugendaustausch zwischen Namslau und Euskirchen neu belebt

In der Ausgabe Nr. 230 unseres Heimatrufs berichteten wir von der Initiative des Landrats Rosenke, den Jugendaustausch zwischen Namslau und Euskirchen neu zu beleben, da die seit 2006 bestehende Schulpartnerschaft zwischen der Schule III in Namslau

und der Georgschule in Euskirchen im Jahre 2014 wegen Auflösung der Georgschule endete.

Nach fast zweijähriger Vorbereitung startete nun der erste Deutsch-Polnische Jugendaustausch. Die Jugendfeuerwehr des Kreises Euskirchen ist Träger des Jugendaustauschs mit Namslau. Da es in Namslau keine Jugendfeuerwehr gibt, sind dort gleichaltrige Schülerinnen und Schüler dreier Schulen Partner. Vom 18. bis 23. April 2017 kamen 15 Jugendliche aus Namslau in den Kreis Euskirchen und verlebten zusammen mit den Jugendlichen der Jugendfeuerwehr ereignisreiche Tage. Ein Gegenbesuch in Namslau erfolgt in den Herbstferien.

Bei einem Besuch im Pfadfinderzentrum in Schleiden, wo alle untergebracht sind, konnten wir uns von dem fröhlichen Miteinander überzeugen.

Wir begrüßen den Jugendaustausch zwischen unserem Patenkreis Euskirchen und Namslau und wünschen eine dauerhafte Freundschaft.

Vorankündigung (bitte vormerken):

**Liebe Landsleute,
schon heute ergeht eine**

**Herzliche Einladung
zum 6. Treffen
der NAMSLAUER HEIMATFREUNDE
in
NEUSTADT/DOSSE**

**am Samstag, den 30. September 2017
ab 12.00 Uhr**

**Treffpunkt:
Park-Hotel St. Georg
Prinz-von-Homburg-Str. 35
16845 Neustadt/Dosse**

Anmeldung und Information bei

**Edeltrud Hoppe (geb. Gottschalk) Tel. 033971-73216
oder Christa Schwarzenstein - Tel. 033970-969937**

Für den Inhalt verantwortlich:

**Wolfgang Giernoth
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**Telefon: 0228/254556
E-Mail: wolfgang@giernoth.de**

Auflage: 670

Redaktionsschluß: 20. Mai 2017

Zuschriften in allen Vereinsangelegenheiten bitte an

**Namslauer Heimatfreunde e.V.
Gebr.-Wright-Str. 12
53125 Bonn**

**(Tel. 0228/254556 oder E-Mail: wolfgang@giernoth.de –
Schriftführer W. Giernoth)**

Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. mindestens 7,50 EURO.

Zahlungen an:

**Namslauer Heimatfreunde e.V. in 53125 Bonn
IBAN und BIC bei Überweisungen:
Kreissparkasse Euskirchen =
IBAN: DE83 3825 0110 0002 6135 45; BIC: WELADED1EUS**

Hinweis :

Die „Namslauer Heimatfreunde e.V.“ verfolgen ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung. Wir sind wegen Förderung der Heimatpflege (§ 52 Abs. 2 Satz 1 Nr. 22 AO) nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamts Euskirchen - StNr. 209/5727/0450 - vom 03. September 2014 für den letzten Veranlagungszeitraum 2011 bis 2013 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 des Körperschaftsteuergesetzes von der Körperschaftsteuer befreit. Die Einhaltung der satzungsmäßigen Voraussetzungen nach den §§ 51, 59, 60 und 61 AO wurde vom Finanzamt Euskirchen – StNr. 209/5727/0450 – mit Bescheid vom 02. September 2014 nach § 60a AO gesondert festgestellt. Wir fördern nach unserer Satzung den gemeinnützigen Zweck „Förderung der Heimatpflege“.